

DREIFACHES EXIL

RUMÄNIEN, AFGHANISTAN, BRASILIEN

Marianne Ufer

IMPRESSUM

Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm
„Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“

Herausgegeben von Carola Sachse im Auftrag der Präsidentenkommission
der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e. V.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright © 2003 by Marianne Ufer

Redaktion: Christine Rüter

Bezugsadresse:
Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-
Gesellschaft im Nationalsozialismus“
Glinkastraße 5–7
D-10117 Berlin
Tel.: 0049-(0)30-2 26 67-154
Fax: 0049-(0)30-2 26 67-333
Email: kwg.ns@mpiwg-berlin.mpg.de

Umschlaggestaltung:
punkt 8, Berlin (mail@punkt8-berlin.de)

INHALT

Kurzfassung/Abstract	4
Vorwort	5
Dreifaches Exil: Rumänien, Afghanistan, Brasilien	9
Literatur	21
Index	22
Literaturliste Max Ufer	23
Autorin	25

KURZFASSUNG/ABSTRACT

Marianne Ufer (geb. 10.7.1934 in Berlin) schildert die dramatischen Lebenswege ihrer Familie in der Folge der nationalsozialistischen Machtübernahme sowie die generationenübergreifenden Wirkungen von Vertreibung und gescheiterter Rückkehr. Wegen seiner jüdischen Ehefrau, Mariannes Mutter, wurde ihr Vater, der Pflanzengenetiker Dr. Max Ufer, seit Oktober 1933 nicht mehr von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft weiter beschäftigt. Dort hatte er zuletzt eine Abteilung im Kaiser-Wilhelm-Institut für Pflanzenzüchtung geleitet. 1939 emigrierte die Familie Ufer nach Rumänien. Infolge der Durchdringung des Landes mit deutschen Truppen war sie auch dort Verfolgungen ausgesetzt, konnte aber bis zur Befreiung durch die Rote Armee zum Teil versteckt überleben. Nach der sowjetischen Besetzung Rumäniens wurde Max Ufer als Deutscher interniert. Erst 1948 konnte die Familie das Land verlassen und gelangte zunächst in ein Flüchtlingslager in Wien. Von dort siedelten sie nach Afghanistan über, wo Max Ufer als Regierungsberater für Pflanzenbau tätig wurde. 1952 versuchte Max Ufer in die Bundesrepublik und an das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung zurückzukehren. Doch wegen der nach wie vor deutlichen antisemitischen Einstellungen an diesem Institut sah Max Ufer sich gezwungen, mit der Familie ein weiteres Mal in die Emigration zu gehen, diesmal nach Brasilien, wo er sich im fortgeschrittenen Alter erneut beruflich etablieren mußte. Marianne Ufer konnte wegen der zahlreichen erzwungenen transkontinentalen Ortswechsel und der prekären finanziellen Lage der Familie ihre gymnasiale Schulbildung nicht abschließen. Sie war genötigt, bereits als 18jährige zum Familienunterhalt beizutragen. Erst in den 1970er Jahren und nunmehr in Italien gelang es ihr, neben kontinuierlicher Erwerbsarbeit, das lange erstrebte Studium der Germanistik aufzunehmen und eine verspätete akademische Laufbahn zu beginnen.

Marianne Ufer (born 10.7.1934 in Berlin) describes the dramatic events in the history of her family during the Nazi period and the ensuing effects of exile and the failure of the return to Germany after the war. As a result of the racist laws – Dr. Ufer's wife, Marianne's mother, being Jewish – the plant geneticist Dr. Max Ufer, in 1933 lost his position in the Kaiser Wilhelm Society, where he had directed a department in the Kaiser Wilhelm Institute for Plant Breeding. In 1939 the family Ufer left for Rumania. When the German troops entered this country, also there the family suffered persecutions but they survived by hiding until the liberation by the Red Army. When the Soviets occupied Rumania, Dr. Ufer was interned as a German citizen. Only as late as 1948 the family was allowed to leave Rumania. After a first stay in a camp for displaced persons in Vienna, they moved to Afghanistan, where Max Ufer worked as a government counselor for plant breeding. In 1952 he tried to return to Germany and to take over his previous position at the Max Planck Institute for Plant Breeding. But as a result of the clear anti-Semitic attitudes in the institute, Max Ufer decided to leave the country again, this time for Brazil, where – once more and at an advanced age – he had to find a professionally adequate position. Because of the numerous transcontinental changes of places and because of the precarious financial situation of the family, Marianne herself was unable to complete her high school education. At the age of 18 years she had to take her share in the support of her family. As late as in the seventies, and by this time in Italy, she succeeded in taking her degree in Germanistic studies, at the same time earning her living. Eventually she started, belatedly, an academic career.

Vorwort

Dies ist ein außergewöhnliches Heft in der Reihe *Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm zur „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“*. Üblicherweise veröffentlichen wir, wie schon der Name der Reihe sagt, an dieser Stelle Ergebnisse, manchmal auch Zwischenergebnisse unserer historischen Recherchen. Von Ergebnissen, zutreffender formuliert: von nachhaltigen biographischen Wirkungen historisch zurückliegender Ereignisse, personalpolitischer Entscheidungen und individueller Verhaltensweisen von einigen führenden Persönlichkeiten der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft handelt indessen auch dieses Heft.

Die 1934 geborene Tochter des Pflanzengenetikers Max Ufer, der bis zum Herbst 1933 als Abteilungsleiter im Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg tätig war, schildert hier die Stationen ihres Lebens nach der Vertreibung aus NS-Deutschland im Sommer 1939 und nach dem 1952 gescheiterten beruflichen Wiedereinstieg ihres Vaters bei der Max-Planck-Gesellschaft, womit seine Lebenspläne als Wissenschaftler ein zweites Mal und nunmehr unwiderruflich durchkreuzt wurden. Das Exilleben an der Seite ihrer jüdischen Mutter Margot, geb. Holzheim, und ihres nicht-jüdischen Vaters führte Marianne Ufer in ihrer Kindheit und frühen Jugend durch drei Kontinente, fünf Länder und sieben Sprachen, bevor sie als junge Erwachsene nach Italien ging, wo sie und ihre Mutter auch heute lebt und an italienischen Universitäten deutsche Sprache und Literatur unterrichtet, ohne, wie sie am Ende schreibt, je wieder gelernt zu haben, „zu Hause zu sein“.

Nicht nur ihr Schlußsatz verbietet es, die Überlebensgeschichte der Familie Ufer als *happy ending story* zu lesen. Die Erinnerung an die ermordeten engsten Familienangehörigen – die Großeltern kamen in Theresienstadt um, die Schwester der Mutter fiel dem „Euthanasie“ genannten Krankenmord zum Opfer – einerseits, die gesundheitlichen Schäden, traumatischen Erlebnisse und seelischen Gravuren der Überlebenden andererseits lassen dies nicht zu. Aber Marianne Ufers Bericht ist weit mehr als die Schilderung eines Leidensweges. Er zeigt ihre Aufmerksamkeit und – nach dem Ende der eigenen lebensbedrohenden Verfolgung – auch ihre Begeisterungsfähigkeit und Anteilnahme für die immer wieder fremden kulturellen Umgebungen, in denen sie sich als Heranwachsende bewegte. Der Bericht bringt vor allem auch ihren Wunsch nach intellektueller Tätigkeit zum Ausdruck und den Willen, diesen Wunsch gegen alle Widrigkeiten des Exillebens und trotz aller berufsbiographisch nicht wieder einzuholenden Verzögerungen zu verwirklichen.

Die Exilgeschichte der Familie zeugt nicht zuletzt von der zu keinem Zeitpunkt korrumpierbaren Liebe Max Ufers zu seiner Ehefrau. Die Scheidung, die ihm 1933 die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere am Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung erlaubt hätte, kam für ihn, anders als für manche anderen „arischen“ Partner und Partnerinnen in „gemischten“ Ehen in diesen Jahren, nicht in Frage.¹ Seine Liebe blieb für ihn auch dann noch handlungslei-

1 Vgl. dazu Beate Meyer, „Jüdische Mischlinge“: Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999.

tend, als ein Aufrechterhalten der Ehe nicht einmal mehr seiner jüdischen Frau irgendwelchen Schutz vor der Verfolgung durch die Gestapo in Rumänien bot und ihn selbst dort in größte Lebensgefahr brachte. Diese Liebe war auch ausschlaggebend, als Max Ufer 1952 vor die Wahl gestellt wurde, seine wissenschaftliche Laufbahn in dem in der Max-Planck-Gesellschaft weitergeführten, nach Voldagsen bei Hameln umgesiedelten Institut für Züchtungsforschung wieder aufzunehmen, dafür aber den Preis zu zahlen, sich und seine Familie in ihrem täglichen Lebensumfeld antisemitischen Anfeindungen auszusetzen.

Nach wie vor waren an diesem Institut eine beträchtliche Anzahl vormals engagierter nationalsozialistischer Parteigenossen versammelt, zu denen auch der bis zu seinem regulären Ruhestand 1961 amtierende Direktor Wilhelm Rudolf gehörte. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung hatte, wie Susanne Heim gezeigt hat, sowohl hinsichtlich seiner finanziellen Ausstattung als auch im Hinblick auf die Aneignung wissenschaftlicher Ressourcen in den besetzten Gebieten von der Kriegsführung des NS-Regimes profitiert. Es hatte seinerseits dieses Regime mit Forschungsprojekten unterstützt, die sich an dessen Autarkiebestrebungen und Kriegserfordernissen orientierten. Noch 1944 hatte sich das Institut, wovon Max Ufer 1951/52 nichts wissen konnte, auf dem Gebiet der Kautschukforschung auf eine enge wissenschaftliche Kooperation mit der SS eingelassen, deren Reichsführer Heinrich Himmler zugleich der „Sonderbeauftragte für Pflanzenkautschuk“ war. Die landwirtschaftliche Versuchsstation Rajsko war nicht nur eine nahe gelegene Außenstelle des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz. Vielmehr arbeiteten dort Häftlinge des sogenannten Pflanzenzuchtcommandos, darunter polnische und französische Biologinnen, unter der Aufsicht eines Abteilungsleiters aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut. Über die botanischen Eigenschaften und wirtschaftliche Verwertbarkeit der dort gezüchteten Kok-saghys-Pflanzen hatte der wissenschaftliche Leiter bis zu seinem gewaltsamen Tod kurz nach der Befreiung von Auschwitz einen regen Austausch mit seinem Direktor und seinen Kollegen in Müncheberg geführt.² Der Institutsdirektor Rudolf und seine Mitarbeiter repräsentierten daher in besonders gravierender, aber keineswegs singulärer Weise die enge und bis in die Todeslager reichende Kooperation zwischen Wissenschaftlern und NS-Regime sowie die hohe personelle Kontinuität zwischen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus und ihrer Nachfolgeorganisation, der Max-Planck-Gesellschaft.³ Max Ufer zog angesichts der zu erwartenden erneuten antisemitischen Demütigungen seiner Frau und seiner Tochter, die ihm der 1944 ebenso wie 1952 verantwortliche Institutsdirektor ankündigte, den endgültigen Verzicht auf die wissenschaftliche Laufbahn vor; die Familie emigrierte wiederum, diesmal nach Brasilien.

Es lohnt, parallel zum Lebensbericht der Tochter die historische Darstellung der mißlungenen beruflichen Rehabilitierung ihres Vaters von Michael Schüring zu lesen.⁴ Nur wenige der über 100 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die

2 Susanne Heim, *Forschung für die Autarkie. Agrarwissenschaft an Kaiser-Wilhelm-Instituten im Nationalsozialismus*, in: dies. (Hg.), *Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus*, Göttingen 2002, S. 145-177, hier bes. S. 169-175.

3 Susanne Heim, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Autarkie*, S. 7-13, hier S. 12.

4 Michael Schüring, *Ein „unerfreulicher Vorgang“*. Das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Voldagsen und die gescheiterte Rückkehr von Max Ufer, in: Heim (Hg.), *Autarkie*, S. 280-299. Dort werden nicht nur die Vorgänge des Jahres 1952, sondern auch die

in den Jahren von 1933 bis 1938 aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft verdrängt worden waren und emigrieren konnten, wollten überhaupt nach Deutschland zurückkehren. Der „Fall Max Ufer“ war eine der wenigen Möglichkeiten, bei denen die personalpolitisch Verantwortlichen in der Max-Planck-Gesellschaft ihren Willen zur „Wiedergutmachung“ zumindest der beruflichen Schäden und der unterbrochenen wissenschaftlichen Karrieren hätte beweisen können. Hier bot sich die rare Chance, einen vertriebenen Kollegen wieder in ihre Reihen aufzunehmen. Diese Chance wurde vertan. Nicht alle, wohl aber die wichtigsten und entscheidenden seiner Gesprächs- und Verhandlungspartner in der Max-Planck-Gesellschaft waren unfähig, die traumatischen Erfahrungen und seelischen Verletzungen ihres Gegenübers wahrzunehmen und die aus seiner Verfolgungserfahrung resultierende Handlungslogik zu verstehen. Selbst wenn in den durchaus heftigen Auseinandersetzungen über den „Fall Ufer“ in den Gremien der Max-Planck-Gesellschaft gelegentlich dennoch eine Ahnung davon durchdrang, waren die Entscheidungsträger nicht willens, diese zum Anlaß von Veränderungen ihrer eigenen Handlungslogiken zu nehmen.

Instituts- und Forschungsstellenleiter stritten mit dem Generalsekretär wenig dezent über die Finanzierung einer möglichen Stelle und schoben Max Ufer von einem zum anderen, um den jeweils eigenen Institutshaushalt nicht zu belasten. Der anhaltende Antisemitismus, vor dem Institutsdirektor Rudolf den ungebetenen möglichen neuen Mitarbeiter – ob in abschreckender Absicht oder nicht – gewarnt hatte, galt ihm als ein Problem der Familie Ufer, dem sie – so seine Empfehlung – am besten dadurch ausweichen sollte, daß sie sich ähnlich wie schon vor 1945 möglichst unsichtbar machte. Ein anderer ehemaliger Kollege Max Ufers am Müncheberger Züchtungsforschungsinstitut, Hans Stubbe, der inzwischen in der DDR ein eigenes Kulturpflanzeninstitut leitete und international als Genetiker hoch angesehen war, zog es vor, sowohl die vergangenen wie die aktuellen politischen Umstände vollends aus dem Reich der Wissenschaft auszublenden. Die Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft hatte ihn ebenso wie einige andere Fachkollegen nach der gescheiterten Rückkehr Max Ufers an die Max-Planck-Gesellschaft um ein Gutachten über dessen wissenschaftliche Leistungen gebeten, das als Grundlage für die Berechnung der nunmehr fälligen Entschädigungszahlungen dienen sollte. Im Unterschied zu den anderen durchweg positiven Gutachtern meinte Hans Stubbe, dem 51jährigen und nach der erzwungenen, fast zwanzigjährigen Unterbrechung seiner Forschungstätigkeit um wissenschaftliche Anerkennung ringenden Kollegen mit einer kontrafaktischen Mutmaßung bescheinigen zu müssen, daß er „auch bei einer ganz normalen politischen Entwicklung auf Dauer nicht in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geblieben“ wäre.⁵ Jedenfalls, so Hans Stubbe weitere fünf Jahre spä-

nur bedingt aufzuklärenden Umstände der Nicht-Weiterbeschäftigung von Max Ufer 1933 und die Haltung des von ihm zeitlebens hochverehrten Institutsgründers Erwin Baur differenzierter dargestellt als bei Ernst Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945*, Frankfurt/Main 2001, S. 382-386.

5 Stubbe an die Generalverwaltung, 3.3.1952, Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin (MPG-Archiv), II. Abt., Rep. IA, Personalakte (PA) Max Ufer, hier zitiert nach Schüring, Ein „unerfreulicher Vorgang“, S. 298. Zur Person Hans Stubbes vgl. Susanne Heim, „Die reine Luft der wissenschaftlichen Forschung“. Zum Selbstverständnis der Wissenschaftler der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (= Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, 7), Berlin 2002.

ter, würden seine nur wenigen Publikationen nach 1933 keinesfalls den Durchschnitt überragen.⁶

Trotz dieses prominenten, aber wenig hilfreichen Gutachtens fand sich die Max-Planck-Gesellschaft 1957 schließlich auf einer freiwilligen Basis und ohne Anerkennung rechtlicher Verpflichtungen bereit, Max Ufer eine monatliche Entschädigung zu zahlen. Zu lange hatte indessen die institutionelle Handlungslogik der Sicherung der Organisationsinteressen und der Abwehr finanzieller Schäden, sei es vom jeweiligen Institut, sei es von der Max-Planck-Gesellschaft als solcher, vor den berechtigten Ansprüchen des Opfers auf Entschädigung, seinem Wunsch nach Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen ebenso wie nach Anerkennung des erlittenen Unrechts und der besonderen Lebensumstände seiner Familie rangiert, als daß die zuerst 1933 und dann 1952 ein weiteres Mal zerstörten wissenschaftlichen und professionellen Lebenspläne Max Ufers noch einmal hätten zusammengefügt werden können. Längst hatte die Familie Ufer Deutschland ein zweites Mal verlassen und lebte inzwischen seit fünf Jahren in Brasilien, wo die Tochter ihre Schulausbildung abbrechen und zum Unterhalt der Familie beitragen mußte.

Marianne Ufer, die seit den 1960er Jahren in Rom lebt, wurde durch Presseberichte und vor allem durch Ernst Klees Kritik an der Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft im Januar 2000 in der *Zeit* auf das Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ aufmerksam.⁷ Sie war seither mehrfach als Gast des Forschungsprogramms in Berlin, wo sie die Personalakte und weitere Unterlagen über ihren Vater im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft eingesehen und an den Kolloquien des Forschungsteams teilgenommen hat. Anlässlich der Präsentation des von Susanne Heim herausgegebenen Sammelbandes „Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus“, der ersten Buchveröffentlichung innerhalb unseres Schwerpunktes zur „Ost“- und „Lebensraum“-Forschung, haben wir Marianne Ufer gebeten, über die Vertreibungs-, Exil- und Lebensgeschichte ihrer Familie zu berichten. Die Veranstaltung fand im Juni 2002 im Rahmen der öffentlichen Vortragsreihe des Forschungsprogramms statt. Wir danken Marianne Ufer, daß sie uns ihren Vortrag, der die wissenschaftshistorische Analyse der Züchtungsforschung um eine andere, familienbiographische und persönliche Perspektive ergänzt, für die Veröffentlichung in unserer Reihe *Ergebnisse* zur Verfügung gestellt hat. Zu danken ist auch Professor Helmut Böhme, der uns bei der Suche nach den wissenschaftlichen Publikationen Max Ufers unterstützt hat.

Carola Sachse

Berlin, im Dezember 2002

6 Hans Stubbe an die Generalverwaltung, 14.5.1957, MPG-Archiv, II. Abt., Rep. IA, PA Max Ufer, hier zitiert nach Schüring, Ein „unerfreulicher Vorgang“, S. 298.

7 Ernst Klee, „Augen aus Auschwitz“, in: Die Zeit vom 27.1.2000.

Dreifaches Exil

Rumänien, Afghanistan, Brasilien

Marianne Ufer

Zuerst möchte ich der Leiterin des Forschungsprogramms „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Frau Dr. Carola Sachse, und ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiterin Frau Dr. Susanne Heim für die Einladung danken, hier in Berlin im Rahmen der Präsentation des von Frau Heim herausgegebenen Bandes *Autarkie und Ostexpansion*¹ einen Vortrag über das Exil meiner Familie zu halten. Sehr dankbar bin ich auch Herrn Michael Schüring, einem der Autoren des Sammelbandes, für seinen eindrucksvollen Aufsatz über meinen Vater.²

Als ich im Juli 1934 in Berlin geboren wurde, hatte mein Vater, der Pflanzenzüchter und Genetiker Dr. Max Ufer, schon seine Stellung als Abteilungsleiter am Institut für Züchtungsforschung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) in Müncheberg verloren. Er arbeitete dort von 1928 bis zu seiner Entlassung 1933 kurz nach der Machtübernahme Hitlers. Die näheren Umstände hat erst kürzlich Michael Schüring erforscht und in seinem Aufsatz *Ein „unerfreulicher Vorgang“* eindringlich geschildert. Dem Bericht meines Vaters zufolge war er damals vor die Wahl gestellt worden, sich entweder von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen oder auf die Stelle am Institut zu verzichten. Von einem Konkurrenzkampf zwischen dem nationalsozialistischen Landwirtschaftsminister Richard Walther Darré und dem Institutsdirektor Erwin Baur, bei dem dieser letztere den kürzeren zog, hat mein Vater auch gesprochen; er erwähnte ebenfalls, daß dieser Konkurrenzkampf möglicherweise zu Baur's Tod geführt hat.³

Mein Vater wurde als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg geboren. Er war kein Jude. Seine Schulzeit verbrachte er in einer jüdischen Stiftung, weil sie nahe bei seinem Elternhaus lag. Die Hälfte der Schüler waren Juden und die Lehrer zu einem großen Teil ebenfalls. Dieser frühe Kontakt mag ihn veranlaßt haben, dann später eine Jüdin zu heiraten.

Meine Mutter, Margot Holzheim, Jahrgang 1912, war die dritte Tochter von Max Holzheim und Clara Schönfeld aus Deutschkrone im früheren Westpreu-

1 Susanne Heim (Hg.), *Autarkie und Ostexpansion*. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, Göttingen 2002.

2 Michael Schüring, *Ein „unerfreulicher Vorgang“*. Das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Voldagsen und die gescheiterte Rückkehr von Max Ufer, in: Heim (Hg.), *Autarkie*, S. 280-299.

3 Vgl. ebd., S. 281-283.

ßen. Die beiden älteren Schwestern starben als Kinder innerhalb von wenigen Wochen an Scharlach. Deshalb beschlossen meine nicht mehr jungen Großeltern, noch ein Kind zu haben, und 1916 wurde wieder eine Tochter geboren. Dieses schöne, von meiner Mutter sehr geliebte Mädchen war jedoch geistig zurückgeblieben. Es wurde von den Nationalsozialisten im Rahmen des „Euthanasie“-Programms 1941 umgebracht, was meine Mutter nie verwunden hat.

Die Großeltern waren sehr wohlhabend. Mein Großvater betrieb mit seinem Bruder zusammen einen florierenden Getreidehandel. Aber im Zusammenhang mit den 1931 angeordneten wirtschaftspolitischen Maßnahmen der sogenannten Osthilfe für die ostelbischen Gutsbesitzer erlitten die Brüder Holzheim als Gläubiger verschuldeter Junker so großen Schaden, daß sie Konkurs anmelden mußten.

Mein Großvater Max und seine Frau Clara meisterten die Situation mit Tatkraft und Energie. Clara Holzheim war sehr tüchtig. In der Sechs-Zimmer-Wohnung der Familie hat sie einen Raum eingerichtet und dort Kaffee und Süßwaren sowie auf Bestellung gebackene Torten verkauft. Der Großvater, als ehemaliger Getreidehändler, war ein bekannter Fachmann für Mehlsorten und -qualitäten. Wenn auf der Oder Schiffe mit Mehl Havarien erlitten, wurde er gerufen, um Schäden festzustellen, und gut dafür bezahlt. Damit haben sich die Großeltern über Wasser gehalten.

1934 lebten meine Großeltern noch in Frankfurt an der Oder. 1935 verließen sie wegen des immer brutaler werdenden Antisemitismus die Stadt und übersiedelten nach Berlin. Frau Simon, eine reiche Jüdin aus Frankfurt/Oder, und die dortige jüdische Gemeinde hatten finanziell dazu beigetragen, daß die Großeltern in Berlin in ein jüdisches Altersheim in der Lützowstraße aufgenommen werden konnten. Meine Großmutter hat im ersten Jahr den ganzen Tag gebügelt, um die Schulden abzuführen. 1938, in der sogenannten Kristallnacht, ist den Großeltern nichts passiert.

Zu den Großeltern hatten wir engen Kontakt. Ich war oft mit meinem Großvater, den ich sehr liebte, im Treptower Park. Gütig und verständnisvoll ging er auf alle meine Fragen ein, während wir gemeinsam die Enten und Schwäne fütterten. Manchmal führte er mich zu meiner größten Freude auch in den Zoo. Sein inniges Lächeln werde ich nie vergessen.

Ich hatte eine kleine Freundin, Ulla Schulz, deren Mutter Grete mit ihren Kindern und meiner Mutter ebenfalls im Park spazieren ging. Die SA verbot ihr, sich weiterhin mit meiner Mutter sehen zu lassen. Doch sie war mutig und antwortete, sie verkehre mit wem sie wolle, und hielt die Verbindung mit meiner Mutter weiter aufrecht. Daraufhin bedrohte die SA sie erneut und kündigte ihr an, daß man sie im *Stürmer* öffentlich bloßstellen würde, falls sie weiterhin mit uns Kontakt habe. Grete Schulz beachtete die Drohung aber nicht und kam trotzdem öfter auf Besuch zu uns. Obwohl ihr meine Mutter davon abriet, beharrte sie so lange darauf, bis ihr Mann sie davon abhielt.

Schon als Kleinkind wurde ich einmal als „Judensau“ beschimpft und später auch aus dem Kindergarten ausgeschlossen. Die gütige Leiterin mochte mich sehr und schob meine Ausweisung so lange hinaus, bis die anderen Eltern auf

meine Entfernung bestanden, weil sie nicht wollten, daß ihre Kinder mit einer Halbjüdin spielten.

Nach seiner Entlassung aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) für Züchtungsforschung übernahm mein Vater die technische Leitung der Saatgut-Erzeugungsgesellschaft in Berlin, aber auch dort wurde ihm 1939 gekündigt. Schon sehr viel früher hatte er mehrfach versucht auszuwandern, verdiente aber zu wenig, um das Geld für die Reise etwa nach England oder in die USA aufzubringen. Durch einen guten Bekannten, Otto Bertram, gelang es meinem Vater dann im Juli 1939, eine Stelle als Leiter der Zweigstelle einer Firma für Getreide und Hülsenfrüchte in Rumänien zu erhalten. Mein Vater fuhr voraus, während meine Mutter unterdessen versuchte, ein Ausreisevisum und für mich einen Paß zu bekommen. Ich durfte nämlich nicht auf ihrem, mit dem J-Stempel gekennzeichneten Paß, sondern nur auf dem meines Vaters eingetragen sein. Doch er war ja abwesend.

Meine Mutter ging deshalb täglich zur Gestapo in der Kurfürstenstraße, um die Dokumente zu erhalten. Man verweigerte sie ihr jedoch und verlangte das rumänische Einreisevisum. So ging sie hin und her zwischen der Gestapo und dem rumänischen Konsulat, das jedoch für die Ausstellung des Einreisevisums das deutsche Ausreisevisum verlangte. Anna Seghers hat diese demütigenden Bittgänge in ihrem Buch *Transit* sehr eindringlich beschrieben. Mein Großvater Holzheim begleitete meine Mutter immer auf diesen bedrückenden und schmerzlichen Gängen und wartete draußen vor der Tür.

Eines Tages stellte ein Angehöriger der Gestapo meiner Mutter die Frage: „Warum hat sich Ihr Mann nicht von Ihnen scheiden lassen?“ – „Er wollte es nicht“, antwortete meine Mutter. Der Gestapomann schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Endlich mal ein anständiger Deutscher, der seine Frau nicht im Stich läßt, wenn es ihr dreckig geht!“ Als meine Mutter zu weinen anfang, fuhr er fort: „Tun Sie mir den Gefallen und weinen Sie nicht, ich sehe hier täglich so viel Elend, daß ich selbst schon nicht mehr weiterkann.“ Daraufhin gab er meiner Mutter ein Empfehlungsschreiben an eine andere Amtsstelle, die ihr dann die Dokumente ausstellte.

Am 29. Oktober 1939 flog meine Mutter mit mir nach Bukarest und anschließend fuhren wir zu meinem Vater nach Brăila, wo wir zwei Jahre blieben. Dort besuchte ich eine von Nonnen geleitete Schule. 1941 übersiedelten wir nach Bukarest.

Meine Großeltern sollten nach Rumänien nachkommen; denn wir hatten nicht das nötige Geld, um alle zugleich auszuwandern. Außerdem hätten sie kein Visum mehr bekommen. Ein weiterer Grund, meine Großeltern nicht gleich nachkommen zu lassen, war, daß meine Eltern bei unserer Ankunft in Rumänien von schlimmen Judenpogromen hörten. In Rumänien waren damals bereits die Faschisten aktiv, die ab 1940 unter dem Militärdiktator Ion Antonescu das Land beherrschten. Mein Vater fuhr dann 1942 nach Berlin mit der Absicht, die Großeltern nach Bukarest zu holen, doch hatte man sie schon nach Theresienstadt deportiert, wo sie umgebracht wurden. Nach der Rückkehr aus Berlin wagte es mein Vater nicht, seiner Frau von der Internierung in Theresienstadt zu berichten, und fand lange Zeit hindurch Ausflüchte, um ihr die Wahrheit zu ver-

schweigen. Als sie es schließlich erfuhr, erlitt sie einen Zusammenbruch. Obwohl sie ganz gewiß nichts an der Situation hätte ändern können, haben sie von da an ständig Schuldgefühle gequält.

Auch in Bukarest besuchte ich eine von Nonnen geleitete Schule, und zwar eine der besten der Hauptstadt: Pitar-Moş. Nachdem in Rumänien deutsche Truppen einmarschiert waren, erfuhren wir schwere Verfolgungen durch die SS, die nunmehr die Polizeigewalt ausübte. Immer wieder wurde mein Vater aufgefordert, sich von meiner Mutter scheiden zu lassen. 1943 zwang das berühmte Gestapomitglied Hauptsturmführer Gustav Richter, den auch Hannah Arendt in ihrem Buch *Eichmann in Jerusalem* erwähnt, meinen Vater mit vorgehaltener Pistole, seine Einwilligung zur Scheidung zu unterschreiben. Mein Vater hat diesen Schock nie überwunden, und jedesmal, wenn er ein Dokument bei Behörden unterzeichnen mußte, zitterte seine Hand.

Meine Eltern mußten nun getrennt leben, trafen sich aber heimlich bei deutschen Freunden. Bis zum Alter von acht Jahren, also bis 1942, sprachen sie über alle diese Probleme nicht mit mir. Nach der Trennung wurde mir gesagt, mein Vater sei nach Deutschland gereist. Doch dann kam für mich das entscheidende Erlebnis: Eines Tages stießen meine Mutter und ich auf der Straße, ausgerechnet vor der Kommandozentrale der Gestapo, auf meinen Vater. Ich rannte auf ihn zu und wollte ihn in dem Glück über seine Rückkehr umarmen. Mein Vater wurde kreideweiß. Nie werde ich den vor Schreck erstarrten Ausdruck seines Gesichts vergessen. Meine Mutter zerrte mich schnell in ein nahes Café und klärte mich über ihre jüdische Abstammung und unsere Lage auf. Von diesem Tage an war ich erwachsen. Ich wußte, daß ich mit niemandem über unsere Situation sprechen durfte, nicht mit meinen Spielkameraden, nicht in der Schule. Dort mußte ich die Lobeshymnen der Lehrerinnen auf Hitler und den Faschismus mit anhören, ohne darauf reagieren zu können.

Ab Mai 1943 mußten meine Mutter und ich versteckt leben, da die Situation sich verschärfte. Wir fuhren nach Slobozia, einem Dorf in der Ialomiţa an der Donau, wo sich jedoch nach einigen Monaten die Deutschen einquartierten. Als sie ankamen, berichteten ihnen die Bauern, daß in ihrem Dorf schon zwei Deutsche wohnten. Das waren wir. Unser Deutschtum hatten wir ja nicht verheimlichen müssen, sondern lediglich den Umstand, daß meine Mutter Jüdin war. Nun hatte sie das Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen.

Da sie Rumänisch sprach, bat der Stabsarzt sie, für Deutsche und Rumänen zu dolmetschen, was sie nicht verweigern konnte. Außerdem war es eine Dienstleistung, mit der sie Kranken half. Die ganze Zeit war sie aber von der Angst gequält, man könne nach ihren Papieren fragen.

Nach einiger Zeit kam der Stabsarzt zusammen mit anderen Offizieren in unser Bauernhaus, um mit meiner Mutter Skat zu spielen. Man kann sich vorstellen, wie ihr dabei zumute war.

Ein sehr anständiger und feiner Feldwebel, Herr Schultz von der Feldgendarmarie, ging oft mit mir spazieren und erzählte viel von seinen Kindern. Eines Morgens um vier Uhr, als Rumänien nach dem Sturz von Antonescu im Jahr 1944 die Seite gewechselt hatte, weckte uns der Feldwebel und sagte meiner Mutter,

daß man vorhabe, uns beide auf den Rückzug der deutschen Truppen mitzunehmen. Er ahne aber, daß meine Mutter Jüdin sei, und wisse, daß ihr Mann in Bukarest lebe. Eine gute Tat wolle er noch vollbringen, denn vielleicht werde er seine Familie nie wiedersehen: „Verschwinden Sie sofort“, sagte er. Und wir brachen augenblicklich, ohne jede Vorbereitung auf.

Von einem Bauernhof zum anderen flüchtend, gaben wir uns als Rumäninnen aus. Meine Mutter trug ein Kopftuch wie eine rumänische Bäuerin, um nicht erkannt zu werden. Wir fuhren auf Heuwagen und in Zügen, ohne zu wissen, wohin wir geraten würden, und übernachteten auf Bauernhöfen. Aber da die Russen sich näherten, hatten die Bauern Angst, uns länger als eine Nacht oder höchstens zwei zu beherbergen, denn sie merkten sehr wohl, daß wir keine Rumäninnen waren. Das Schlimmste außer der Angst und dem Hunger war die Wanzenplage; wir wurden buchstäblich zerfressen. In den ärmlichen Behausungen der Bauern war es unter den Matratzen und hinter den Bildern an der Wand schwarz vor Wanzen. In einem der Bauernhöfe wurde in demselben Topf, den ich im Garten für meine Bedürfnisse benutzte, abends der *mămăliga* genannte Maisbrei gekocht, das einzige Gericht, das es zu jener Zeit noch gab. Ständig lebten wir in der Angst, von deutschen Soldaten angehalten zu werden, denn wir hatten ja keine Papiere. Auf den Bahnhöfen herrschte ein reger Betrieb durch deutsche Truppen; wenn sie uns entdeckt hätten, wären wir verhaftet worden. Ich erinnere mich, daß wir uns während eines längeren Aufenthaltes auf einem Bahnhof unter den Holzbänken unseres Zuges verstecken mußten, um nicht von den vorbeigehenden deutschen Soldaten oder der SS gesehen zu werden.

Bukarest war, als Rumänien noch auf deutscher Seite stand, von den Alliierten bombardiert worden; auch meine Mutter und ich hatten noch einige Angriffe erlebt. Aber das Schicksal schien mit uns noch etwas vorzuhaben. Denn kurz nachdem meine Mutter und ich aus Bukarest nach Slobozia geflohen waren, fiel eine Bombe auf den Luftschutzkeller in der Nähe unserer Wohnung in Bukarest, in dem wir immer Zuflucht gesucht hatten, und es gab viele Tote.

Während wir auf der Flucht waren, erlebte auch mein Vater eine Odyssee. Er wurde von der Gestapo gesucht, weil man herausgefunden hatte, daß er rumänische Beamten bestochen hatte, um die Durchführung des Scheidungsprozesses zu verhindern. Deshalb hatte er drei verschiedene Unterkünfte, um der Gestapo zu entgehen. Zum Glück war er jedesmal dort, wo man ihn gerade nicht suchte. So entran er der Gestapo immer um Haaresbreite, denn oft kam er in eine der Behausungen, wo diese ihn kurz zuvor gesucht hatte. All das trug sich kurz vor dem Abzug der deutschen Truppen und vor dem Näherrücken der Roten Armee zu. Während der letzten Kriegstage in Rumänien schienen die Deutschen keine anderen Sorgen zu haben, als meinen Vater noch weiter zu verfolgen und zu quälen.

Unter diesen Umständen erwarteten wir die Ankunft der Russen wie das Manna vom Himmel. Für unsere Familie schien sie die Befreiung zu bedeuten.

Doch es kam anders. Mein Vater wurde als Deutscher zusammen mit vielen Nazis in einem russischen Lager interniert. Vergeblich waren die Bittgänge meiner Mutter zur russischen Kommandantur, um dem Kommandanten zu erklären, daß mein Vater von den Nationalsozialisten ebenso verfolgt gewesen sei wie

wir. Der Kommandant fragte nur: „Ist Ihr Mann Deutscher oder Jude?“ Als meine Mutter nur antworten konnte, er sei Deutscher, sagte er: „Dann kann ich nichts machen, Befehle sind Befehle, als Deutscher muß Ihr Mann ins Lager.“

Da mein Vater im Lager Russisch lernte, wurde er von den Nazi-Insassen angefeindet und mit Lynchjustiz bedroht. Und so befand er sich wiederum in Lebensgefahr.

Bald fingen die Russen an, die Deutschen nach Sibirien zu deportieren. Um dem zu entgehen, machte mein Vater sich heiße Umschläge auf seine schon vorhandenen Krampfadern, die sich so weit verschlimmerten, daß er für transportunfähig erklärt wurde. Damals war das seine Rettung, aber er mußte sein Leben lang schrecklich unter den Folgen leiden.

Meine Mutter versuchte mit allen Mitteln, meinen Vater aus dem russischen Lager zu befreien. Sie ging mit mir, damals zehnjährig, des öfteren zur russischen Kommandantur, um die Russen, die Kinder sehr gern mochten, weich zu stimmen. Auch zu den kommunistischen Behörden Rumäniens ging sie und kam durch Empfehlung eines Freundes, der als Kommunist lange im Lager bei den Faschisten interniert gewesen war, bis zu Gheorghe Gheorghiu-Dej, dem damaligen Innenminister. Aber erst nach einem Jahr gelang es ihr, meinen Vater freizubekommen.

Der kommunistische Freund hatte meiner Mutter inzwischen eine Stelle vermittelt, und sie arbeitete in der Niederlassung der bekannten Buchhandlung Buchholz aus Berlin, um sie von faschistischer Literatur zu säubern. Mein Vater war nun arbeitslos. Eine Zeitlang schlug er sich als Vertreter für elektrische Sicherungen durch, die er von Tür zu Tür anbot.

Zum Freundeskreis meiner Eltern gehörte der deutschsprachige jüdische Dichter Alfred Margul-Sperber, in dessen Haus der junge Paul Celan, damals noch unbekannt, seine Gedichte vorlas. Wir sollten ihn später in Wien wiedertreffen, wo er uns im Flüchtlingslager besuchte. Dort zeigte er mir, inzwischen vierzehnjährig, eine surrealistische Ausstellung, die er mir auf faszinierende Weise erklärte. Jahre später habe ich ihn in Paris und in Rom häufig wiedergesehen, und jede dieser Begegnungen war sehr bewegend. Mit ihm und seiner Frau Gisèle verband mich eine tiefe Freundschaft. Ich weiß, wie sehr ihn seine Besuche in Deutschland quälten. Jedesmal kam er von dort völlig verstört – und zerstört – nach Paris zurück. Er reiste nicht nur nach Deutschland, weil man ihn einlud, dort als Dichter deutscher Sprache aus seinen Werken zu lesen. Da er im Ausland lebte, ging es ihm hauptsächlich darum, die Sprache lebendig zu erhalten und den Kontakt zu Deutschland zu pflegen. Doch seine Beziehung zu den Deutschen blieb gestört. Das mangelnde Verständnis vieler Menschen für sein jüdisches Schicksal und die Taktlosigkeiten, auf die er immer wieder stieß, brachten ihn stets zur Verzweiflung und stürzten ihn in schwere psychische Krisen. Dieser Zwiespalt trieb ihn letztlich zum Selbstmord. In Paul Celans 2001 veröffentlichten Briefen an seine Frau,⁴ werden die Unstimmigkeiten und

4 Paul Celan/Gisèle Celan-Lestrange, *Correspondance (1951–1970)*, éditée et commentée par Bertrand Badiou avec le concours d'Eric Celan, 2 Bde., Bd. I: Lettres, Bd. II: Commentaires et illustrations, Paris 2001; die deutsche Fassung erschien im selben Jahr bei Suhrkamp: Paul

Zerwürfnisse mit seinen Kollegen oder anderen Deutschen auf tragische Weise sichtbar.

Um auf unser Leben zurückzukommen: Wir versuchten nun, aus Rumänien auszuwandern. Diesmal waren es die russischen Behörden, die uns kein Visum für die Ausreise erteilten. Drei Jahre mußten wir warten, bis wir endlich 1948 unter dem Vorwand, nach Deutschland zurückkehren zu wollen – was durchaus nicht der Fall war –, Rumänien verlassen konnten. Wir erreichten Wien, wo wir in einem Flüchtlingslager in Sievering unterkamen. Dort waren wir als *displaced persons* Staatenlose, denn unsere deutschen Pässe hatte die Gestapo schon 1941 eingezogen.

In Wien arbeitete mein Vater bei der IRO – der *International Refugee Organization* – und versuchte, eine Stellung im Ausland zu finden. Meine Eltern wären damals gern nach Israel ausgewandert, aber dort herrschte Krieg, und unsere Freunde rieten uns dringend davon ab. Das erste Angebot kam von der afghanischen Regierung, die meinen Vater als Berater für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung anstellen wollte. Auf Kosten der Afghanen flogen wir mit einer Gruppe deutscher und österreichischer Experten nach Teheran, von wo aus wir mit dem Bus nach Kabul weiterfahren sollten.

Schon in Teheran gab es Schwierigkeiten mit unseren Dokumenten; die ganze Gruppe wurde einen Tag länger aufgehalten, weil die iranischen Behörden unsere Staatenlosenpässe nicht anerkennen wollten. Die Reise nach Kabul in alten Fuhrwerken auf holperigen, nicht asphaltierten Straßen war abenteuerlich. Nachts heulten die Schakale, was für mich ein erschreckendes Erlebnis war. Aber wir gingen voller Hoffnung in eine unbekannte Zukunft.

Ich will jetzt etwas länger bei unserem Aufenthalt in Afghanistan verweilen, denn es ist vielleicht das Land, das mich am stärksten geprägt hat. Ich habe viele andere Länder gesehen, aber keines hat in mir einen so starken Eindruck hinterlassen wie dieses. Zudem haben die jüngsten Ereignisse dort die Erinnerungen wieder wachgerufen. Freilich hatte auch Bukarest vor der Zerstörung durch Nicolae Ceausescu einen gewissen Charme; aber zu viel hatten wir dort durchgemacht, als daß ich es noch gebührend hätte schätzen können.

Afghanistan hat mich trotz einer gewissen Befremdung, die dieses völlig andersartige Land in mir hervorrief, in seinen Bann gezogen. Nach den traumatischen Erlebnissen des Krieges kam ich plötzlich, ohne Übergang in eine neue, exotische Welt. Sie war vom Krieg unversehrt geblieben und stand in krassem Gegensatz zu unserer früheren, in der Verfolgung und Zerstörung geherrscht hatten. Allerdings kamen wir völlig mittellos an und mußten von vorne anfangen, um etwas aufzubauen, gleichsam um wieder zu uns selbst zu kommen. Das Paradoxe unserer Situation war, daß wir trotz unserer damaligen Armut dem afghanischen Volke gegenüber doch irgendwie privilegiert waren. Gleich nach unserer Ankunft, auf dem Weg von Teheran nach Kabul, sprang uns das ganze Entsetzen dieser Armut an.

Celan/Gisèle Celan-Lestrange, Briefwechsel, hg. und kommentiert von Bertrand Badiou in Verbindung mit Eric Celan, aus dem Französischen von Eugen Helmlé, 2 Bde., Bd. I: Briefe, Bd. II: Kommentar, Frankfurt/Main 2001.

In Kabul wurde den ausländischen Experten je ein Haus mit Diener zur Verfügung gestellt, sehr einfach, ohne jeglichen Komfort, ohne Badewanne oder Dusche. Aber es war ein Haus, und uns schien es der reine Luxus. Die abseits stehende Küche war, wie schon die Häuser, aus Lehm gebaut und ganz primitiv.

Nun mußte ich wieder zur Schule gehen. In Afghanistan trugen damals alle Frauen, mit Ausnahme der Ausländerinnen, den Tschador bzw. die Burka. Die afghanischen Mädchen gingen natürlich in Mädchenschulen, wo sie vor allem für Haushalt und Ehe vorbereitet wurden. Weiterführende Schulen wurden ausschließlich von Jungen und, ganz selten, von Ausländerinnen besucht. In Kabul gab es ein französisches, ein deutsches und ein englisches Gymnasium, von denen das französische den besten Ruf hatte. Die Lehrer waren Franzosen, Deutsche und Engländer oder Amerikaner. Da meine Eltern nach allen ihren Erfahrungen wenig geneigt waren, mich in eine deutsche Schule zu schicken, wählten sie die französische, womit ich völlig einverstanden war. In der rumänischen Schule war der Sprachunterricht hervorragend gewesen, und ich hatte schon gut Französisch gelernt. Außerdem war die französische Schule in Kabul die einzige, in die ausnahmsweise noch zwei andere Mädchen gingen, was mich auch reizte. Wir Mädchen – zufällig waren die beiden Französinen in derselben Klasse wie ich – saßen streng getrennt von den Jungen; in der Pause trafen wir uns im Hof und unterhielten uns auch mit den Lehrern. Natürlich sprachen wir gelegentlich auch mit den Jungen. Der Unterricht erfolgte auf Französisch. Nur Latein hatten wir nicht, da die Afghanen statt dessen Arabisch lernen mußten. Deshalb hatte ich Lateinunterricht bei einem italienischen Priester, der mir auch gleich noch das Italienische beibrachte. Die offizielle Sprache in Afghanistan ist Persisch bzw. Farsi, das ich auch für den täglichen Gebrauch sprach; es gibt aber dort noch viele andere Sprachen, z. B. Paschtun und Urdu.

In meine Klasse gingen auch der Sohn des Königs und der des Postministers, der, wie viele der Schüler, mit dem Königshaus verwandt war. Eines Tages wollte der Postminister mich als Ehefrau für seinen Sohn kaufen und bot meinem Vater dafür eine hohe Summe an; der lehnte dieses Geschäft natürlich strikt ab. In Afghanistan kauft man ja die Frauen: Bei den Ärmeren werden Ziegen oder Schafe gegen eine Frau eingetauscht. Eine Deutsche, Witwe eines Afghanen, hatte tatsächlich ihre bildschöne Tochter an einen reichen Afghanen verkauft. Diese war dann dazu verurteilt, als vierte Frau, völlig abgeschlossen von der Welt, auf dem Lande zu wohnen und den Tschador zu tragen. Als mein Vater auf seinen Dienstreisen durch das Land einmal in ihr Haus kam, bat ihn die verzweifelte junge Frau heimlich, obwohl es ihr streng verboten war, sich einem Mann zu zeigen, ihr bei der Flucht über die Grenze zu helfen. Aber wie hätte mein Vater das bewerkstelligen können? Hätte er so etwas in Gang gesetzt, wären sicher beide ins Gefängnis gekommen.

Als ein deutscher Arzt nach Kabul kam und unser Hausarzt wurde, besuchte ich oft mit ihm die Kranken im Armenviertel und dolmetschte in Persisch. Im Krieg hatte ich in Rumänien viel Elend und Hunger gesehen. Doch nichts davon war mit dem Elend dieses Landes zu vergleichen. Hier lebten die Armen völlig passiv in Schmutz und Siechtum, ohne jede Lebenskraft oder Reaktionsfähigkeit. So mußte z. B. das schwarz angelaufene Bein eines Kindes nach einem Hundebiß amputiert werden, Syphilis- und Leprakranke siehten auf dem Boden. Es gab keine Hygienemaßnahmen irgendwelcher Art. Der Arzt wurde meistens erst

gerufen, wenn keine Rettung mehr möglich war. Wenn von zwanzig Kindern in einer Familie die meisten sterben, wird ein Toter mehr oder weniger belanglos.

Drei Jahre ging ich in das vorzügliche *Lycée Esteklal*, das im Mutterland einen sehr guten Ruf als französisches Gymnasium im Ausland hatte. Ein Jahr nur fehlte mir bis zum Abitur. Aber meine Mutter vertrug das Höhenklima nicht – Kabul liegt 1800 m hoch. Durch die schweren Kriegsjahre in Europa hatte sie sich eine *Angina pectoris* zugezogen. Mein Vater konnte deshalb den Vertrag mit der afghanischen Regierung nicht verlängern. Das war mein persönliches Unglück; denn erst sehr spät, 1973, konnte ich die Reifeprüfung als sogenanntes Begabtenabitur nachholen.

Die Schönheit Afghanistans ist viel gepriesen worden. Mit den Lehrern meines französischen Gymnasiums habe ich oft Ausflüge im Land unternommen. Die kahlen, hohen Berge des Hindukusch bestehen aus vielen Schichten verschiedenartiger Gesteine. Das verleiht dieser Landschaft einen Glanz und einen Farbenreichtum, die mit dem Ablauf der Stunden einem ständigen Wandel unterliegen. Die afghanische Landschaft war damals noch ganz ursprünglich, und man konnte stundenlang fahren, ohne einem Menschen zu begegnen. Nur auf die Zelte der Nomaden stießen wir zuweilen; ihre Gastfreundschaft ist weithin bekannt; so arm sie sind, bringen sie dem Besucher alles, was sie haben, um es mit ihm zu teilen, und lehnen jede Gegengabe ab.

Einer der Lehrer meines Gymnasiums, der Geologie unterrichtete und öfter diese Reisen leitete, konnte die vielen geologischen Schichten an ihren Farben und ihrem Glanz erkennen und klassifizieren. Seine prägnanten Erklärungen sind mir bis heute lebhaft im Gedächtnis geblieben. Bamyán ist anlässlich der Zerstörung der Buddha-Statuen durch die Talibans mehrfach im Fernsehen gezeigt worden. Man konnte auf einen der Buddhas steigen und die damals noch erhaltenen Fresken aus der Nähe bewundern. Im nahe gelegenen Band-i-Amir, einem Wunder der Natur mit seinen fünf Seen, spiegeln sich die von der Erosion herausgebildeten bizarren Formen der roten Berge in einem klaren türkisfarbenen Wasser. In einem der Seen wachsen – oder wuchsen damals – den Bonsai ähnliche Bäumchen, wie man sie heute in der Natur nur in Japan findet.

Doch diese Fahrten waren immer sehr gefährlich, weil die schmalen und holperigen Gebirgsstraßen keine Leitplanken hatten. Man riskierte in den alten Bussen, deren Fahrer noch dazu mit halsbrecherischer Geschwindigkeit fuhren, sein Leben. Dort, wo der Weg kaum Platz für den Bus bot, ließ der Chauffeur, um die Gefahr auszuschließen, mit dem vollbesetzten klapprigen Fahrzeug den Abhang hinunterzustürzen, alle Fahrgäste aussteigen. Oft gab es auch keine Brücken über die Flüsse, und dann wurden wir mit Eseln, die sich sehr geschickt auf einem schmalen Baumstamm bewegen konnten, an das andere Ufer gebracht. Auf einem dieser Ausflüge trank ich das scheinbar klare Wasser aus einem Gebirgsbach, und darauf bekam ich eine schlimme Maul- und Klauen-seuche, bei der mein Mund und meine Kehle völlig vereitert waren, so daß ich nicht mehr schlucken, geschweige denn essen konnte.

Für seine Arbeit mußte mein Vater viel im Land umherreisen, um den Anbau von Reis, Weizen und Sonnenblumen zu begutachten. Einmal begleitete ich ihn auf einer solchen Fahrt. In jeder Ortschaft wurden wir sehr gastfreundlich emp-

fangen. Wenn das Wetter in den guten Jahreszeiten es erlaubte – und dies war meist der Fall, da es in Afghanistan nur einen Regenmonat im Jahr gibt –, wurden die Mahlzeiten auf dem Boden im Freien eingenommen. Die Hauptnahrungsmittel waren der sehr schmackhafte Reis mit Rosinen, Hammel- oder Hühnerfleisch. Die Afghanen essen, wie die meisten Orientalen, mit der rechten Hand und behelfen sich dabei mit ihren typischen Fladen. Mich hat die Gastlichkeit dieses Volkes immer sehr berührt. Man mußte nämlich aufpassen, keinen Gegenstand zu bewundern, weil er einem sofort angeboten und sogar aufgedrängt wurde, so daß man nicht umhin konnte, ihn anzunehmen, da jede Ablehnung einer Beleidigung gleichgekommen wäre.

Von den schönen Städten wie Herat und Kandahar, von dem Basar, den Lehmbauten in Kabul und den paradiesischen Gärten um die Stadt sind nach den Kriegen der letzten Jahre nur noch Trümmerhaufen geblieben.

Von Afghanistan fuhren wir 1952 über Peschawar nach Karachi, wo wir ein Schiff nach Hamburg bestiegen. Mein Vater hoffte, in Deutschland bei der Nachfolgeorganisation der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der jetzigen Max-Planck-Gesellschaft, seine frühere Stellung wiederzubekommen. Tatsächlich sollte er am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Voldagsen bei Hameln beschäftigt werden und in einer Siedlung auf dem Institutsgelände wohnen. Als er das Institut zu ersten Sondierungsgesprächen aufsuchte, sagte ihm der Direktor, Professor Wilhelm Rudorf, er könne nicht dafür garantieren, daß meine Mutter als Jüdin keinen Diffamierungen ausgesetzt sein würde. Er rate ihm deshalb, nicht wie die anderen Mitarbeiter in Voldagsen selbst, sondern im nahe gelegenen Hameln zu wohnen.

Mein Vater lehnte dieses diskriminierende Ansinnen ab. Voll Bitterkeit kam er zu dem Schluß, es habe sich in Deutschland nichts geändert. Mehrere seiner Hamburger Kollegen griffen ein und protestierten heftig gegen den Leiter des Instituts. Der Fall kam in die Presse, doch Professor Rudorf geschah nichts. Mein Vater war hingegen entrüstet und beschloß, nach allen diesen traumatischen Jahren, in die zweite Emigration zu gehen. Damals wußte man noch nicht, daß Wilhelm Rudorf während der NS-Zeit der SS angehört und sogar mit Heinrich Himmler zusammengearbeitet hatte, indem er in Auschwitz Versuche mit Kautschuk unternahm. In seinem Institut hatte er sich mit früheren Nationalsozialisten umgeben, die sich gegenseitig halfen und unterstützten. Deshalb wäre für meinen Vater, auch wenn das Institut ihn wieder angestellt hätte, jede Zusammenarbeit mit diesen „Kollegen“ unmöglich gewesen.

Wir wohnten damals in Hamburg bei Verwandten meines Vaters, denen wir uns aber in den Kriegsjahren völlig entfremdet hatten. Meine Großmutter väterlicherseits, die uns anfänglich einige Male in Rumänien besucht hatte und meine Mutter sehr mochte, war inzwischen gestorben. Der Bruder meines Vaters aber war Nazi, und in seiner Familie durfte die jüdische Schwägerin nicht erwähnt werden. Mein Vater hatte ihn von der Kindheit und Jugend her gern, doch als er ihn jetzt besuchen wollte, wurde es eine peinliche Begegnung. Ich war dabei, als sie einander fast stumm gegenüber saßen, was noch heute eine schmerzliche Erinnerung für mich ist. Wir sahen den Bruder meines Vaters danach nie wieder.

In all den vergangenen Jahren hatte ich durch die Zwangsemigration mehrere Sprachen gelernt: Rumänisch, Französisch, Persisch. Auch meine Englischkenntnisse hatte ich in Afghanistan vertieft; später sollte ich noch Portugiesisch und Italienisch dazulernen. Ich fühlte mich in Deutschland völlig entwurzelt, und alle diese Vorkommnisse hatten mich zutiefst gekränkt. Es war mir daher nur recht, daß meine Eltern wieder ins Exil, diesmal nach Brasilien gingen, wo meine Mutter Verwandte hatte.

Wir fuhren von Antwerpen mit einem italienischen Schiff nach Santos, dem Hafen von São Paulo, wo wir uns niederließen. Mein Vater war gezwungen, mit seinen 52 Jahren wieder ganz von vorne anzufangen, und ging auf Stellungsuche. Da ich mitverdienen mußte und auch kein Portugiesisch konnte, war keine Rede mehr davon, die Schule zu beenden. Die Landessprache zu erlernen war für uns alle vordringlich. Mein Vater fand eine Anstellung bei der Firma Orquima, die Pflanzenschutzmittel herstellte. Meine Mutter arbeitete zuerst in einer Buchhandlung der jüdischen Gemeinde, wo sie aber sehr schlecht bezahlt wurde. Ich wurde zunächst in einer amerikanischen Handelsfirma als Sekretärin angestellt, suchte aber schnell eine interessantere Tätigkeit. Damals war es noch ziemlich leicht, in Brasilien eine Arbeit zu finden, und bald war ich in der Redaktion der Architekturzeitschrift *Habitat* für die Direktorin Lina Bo tätig. Von ihr wurde ich dann an ihren Ehemann, Pier Maria Bardi, Direktor des *Museu de Arte de São Paulo*, weiterempfohlen. Dort hatte ich viele Kontakte zu Künstlern und half bei der Organisation von Ausstellungen mit.

In São Paulo lernte ich meinen ehemaligen Mann Giorgio Kraisky kennen, einen aus Rußland stammenden Halbjuden italienischer Staatsangehörigkeit. Er arbeitete für die brasilianische Filmgesellschaft Vera Cruz als Produktionsleiter. Als die Gesellschaft in Konkurs ging und er arbeitslos wurde, beschlossen wir beide, nach Italien umzusiedeln, da auch seine alte Mutter und sein kleiner Sohn aus früherer Ehe in Rom lebten. Giorgio Kraiskys erste Frau hatte, schon bevor er mich kennenlernte, Selbstmord begangen.

In Rom fingen wir ein ganz neues Leben an. Mein Mann schlug sich als Übersetzer für Russisch-Italienisch durch, und ich bekam eine Stellung in der brasilianischen Botschaft; beide Tätigkeiten waren schlecht bezahlt. Später arbeitete ich dann in der FAO-Abteilung der Botschaft. Mein Mann und ich trennten uns 1965 und wurden 1971 geschieden, nachdem gerade ein Jahr zuvor ein Referendum in Italien die Scheidung legalisiert hatte.

Die ganze Zeit über war es mein Wunsch gewesen, zu studieren, doch mir fehlte das Abitur, für das man in den sechziger und siebziger Jahren in Italien noch Latein und die naturwissenschaftlichen Fächer Physik, Chemie und Mathematik verlangte. Da ich den ganzen Tag berufstätig war, wußte ich nicht, wie ich das schaffen sollte. Ich ging auch mit dem Gedanken um, nach München zu übersiedeln, weil mein Lebensgefährte, der Schriftsteller Thomas Regau, mir anbot, mir bei der Vorbereitung zum deutschen Abitur zu helfen und das Studium insofern mitzufinanzieren, als ich bei ihm hätte wohnen können. Wir zögerten jedoch beide, uns endgültig in Deutschland niederzulassen; er liebte nicht nur Italien sehr, sondern war auch im Kampf gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands engagiert und ein Gegner der Adenauer-Politik. Leider starb er frühzeitig an Krebs, so daß ich wieder auf mich allein angewiesen war.

Durch Thomas Regau fand ich wieder zur deutschen Sprache zurück. Zwar hatte ich mit meinen Eltern immer deutsch gesprochen, doch ich bewegte mich in vielen Sprachen, beruflich im Portugiesischen, Französischen und Englischen. Und ich lebte in Italien. Deshalb mußte ich mir das Deutsche erst langsam zurückerobern.

1973 bestand ich in Bonn das sogenannte Begabtenabitur mit dem Schwerpunkt Romanistik und schrieb mich an der Universität Rom ein. Diesmal war das Hauptfach Germanistik. Neben meiner Berufstätigkeit studierte ich acht Jahre lang unter den schwierigsten Bedingungen: Ich stand um sechs Uhr auf, um vor dem Dienst zu arbeiten, und studierte bis tief in die Nacht hinein. Im März 1980 promovierte ich über Frank Wedekind. Bald bekam ich eine Stellung als Lektorin für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Salerno. Die Verträge waren aber immer befristet; deshalb versuchte ich, nachdem ich schon einige wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht hatte, die schwierigen *concorsi* der Universitäten zu bestehen, um eine feste Anstellung zu bekommen. Bei diesen Ausschreibungen gibt es jeweils nur eine Stelle, aber viele Bewerber. Daher gelang es mir erst beim dritten Mal, 1988, einen solchen „Wettbewerb“ um eine Dozentur an der Universität Potenza zu gewinnen. Zuerst hatte ich eine Probezeit von drei Jahren, in der ich publizieren sollte, während die Fakultät meinen Unterricht bewertete. 1992 wurde ich fest angestellt, aber eine reguläre akademische Laufbahn war natürlich in meinem Alter ausgeschlossen.

Der ständige Wechsel von Orten und Lebensumständen machte mir nicht nur einen normalen Studienweg und beruflichen Werdegang unmöglich. Diese Existenz, „öfter als die Schuhe die Länder wechselnd“⁵ und mit ihnen die Sprachen, führte bei mir zu einer unüberwindlichen Wurzellosigkeit. Ich fühle mich nirgendwo zu Hause, auch in Italien nicht, wo ich die längste Zeit gelebt habe. In Deutschland habe ich meine besten Freunde, und *sie* sind meine Heimat, nicht das Land. Denn wie in Italien fühle ich mich auch hier als Fremde. Nur in der deutschen Sprache und Literatur sehe ich eine Art Heimat. Die deutsche Sprache muß ich mir täglich neu erkämpfen, ich umwerbe sie gleichsam, hofiere sie. Ich liebe sie und leide an ihr. Wohl denen, die seit der Schulzeit die gleichen Freunde haben, die heimkehren können und sich aufgehoben fühlen. In einer Zeit, die Flexibilität als in höchstem Maße wünschenswert ansieht, mag meine Sehnsucht nach Heimat anachronistisch anmuten, aber sie existiert. Der Wunsch nach Verwurzelung entspringt gewiß der Erfahrung von Verfolgung und Exil. Um mit Peter Szondi zu sprechen: Ich habe es verlernt, zu Hause zu sein.

5 Bertolt Brecht, An die Nachgeborenen, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 12: Gedichte 2, Frankfurt/Main 1968, S. 722-725, hier S. 725.

LITERATUR

- BRECHT, Bertolt, An die Nachgeborenen, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 9: Gedichte 2, Frankfurt/Main 1968, S. 722-725
- CELAN, Paul/Gisèle Celan-Lestrange, Correspondance (1951–1970), éditée et commentée par Bertrand Badiou avec le concours d'Eric Celan, 2 Bde., Bd. I: Lettres, Bd. II: Commentaires et illustrations, Paris 2001; deutsche Fassung: Paul Celan/Gisèle Celan-Lestrange, Briefwechsel, hg. und kommentiert von Bertrand Badiou in Verbindung mit Eric Celan, aus dem Französischen von Eugen Helmlé, 2 Bde., Bd. I: Briefe, Bd. II: Kommentar, Frankfurt/Main 2001
- HEIM, Susanne, „Die reine Luft der wissenschaftlichen Forschung“. Zum Selbstverständnis der Wissenschaftler der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (= Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“; 7), Berlin 2002
- Dies. (Hg.), Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, Göttingen 2002
- Dies., Forschung für die Autarkie. Agrarwissenschaft an Kaiser-Wilhelm-Instituten im Nationalsozialismus, in: dies. (Hg.), Autarkie, S. 145-177
- Dies., Einleitung, in: dies. (Hg.), Autarkie, S. 7-13
- KLEE, Ernst, „Augen aus Auschwitz“, in: Die Zeit vom 27.1.2000
- Ders., Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945, Frankfurt/Main 2001
- MEYER, Beate, „Jüdische Mischlinge“: Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999
- SCHÜRING, Michael, Ein „unerfreulicher Vorgang“. Das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Voldagsen und die gescheiterte Rückkehr von Max Ufer, in: Heim (Hg.), Autarkie, S. 280-299

INDEX

- Antonescu, Ion 11 f.
- Bardi, Pier Maria 19
Baur, Erwin 9
Bertram, Otto 11
Bo, Lino 19
- Ceausescu, Nicolae 15
Celan, Paul 14
Celan-Lestranger, Gisèle 14
- Darré, Richard Walther 9
- Gheorghiu-Dej, Gheorghe 14
- Himmler, Heinrich 6, 18
Hitler, Adolf 9, 12
Holzheim, Clara 9 f.
Holzheim, Max 9-11
- Kraisky, Giorgio 19
- Margul-Sperber, Alfred 14
- Regau, Thomas 19-20
Richter, Gustav 12
Rudorf, Wilhelm 6 f., 18
- Schultz 12
Schulz, Grete 10
Schulz, Ulla 10
Simon 10
Stubbe, Hans 7
- Ufer, Margot 5, 9
Ufer, Marianne 5, 8
Ufer, Max 5-9, 11-19

LITERATURLISTE MAX UFER

- Die Feststellung der Keimfähigkeit und des Mehrbedarfs an Saatgut bei Erbsenkäferbefall, in: Fortschritte der Landwirtschaft 1, 1926, S. 713-714
- Die Unterscheidung von Rot- und Schafschwingel, in: Fortschritte der Landwirtschaft 2, 1927, S. 798-806
- Vergleichende Untersuchungen über *Cleome spinosa*, *Cleome gigantea* und ihre Gigasformen, Diss. Universität Hamburg, 1927
- Die experimentelle Erzeugung polyploider Rassen, in: Der Züchter 1, 1929, S. 225-230
- Untersuchungen über die Beziehung der Behaarung der Keimpflanzen zum Sommer- bzw. Wintercharakter beim Weizen, in: Fortschritte der Landwirtschaft 4, 1929, S. 106-110
- Probleme der Züchtungsforschung, in: Die Umschau 1929, S. 331 ff.*
- Die Verwendung von Bienen bei Kreuzungsversuchen mit Steinklee (*Melilotus*), in: Der Züchter 2, 1930, S. 305-308
- Untersuchungen über die Befruchtungsverhältnisse einiger Melilotusarten (Steinklee), in: Der Züchter 2, 1930, S. 341-354
- Beiträge zur Blütenbiologie der Luzerne, in: Der Züchter 4, 1932, S. 281-286
- Züchtung und Genetik des Steinklees, in: Der Züchter 4, 1932, S. 91-97
- Beobachtungen über Bastarde zwischen *Medicago gaetula* Urb. und *M. falcata* L., in: Der Züchter 5, 1933, S. 49-53
- Untersuchungen über die den Samenansatz der Luzerne beeinflussenden klimatischen Faktoren, in: Der Züchter 5, 1933, S. 217-221
- Futterpflanzenzüchtung, in: Die Naturwissenschaften 22, 1934, S. 281-283
- Genetische Untersuchungen an Pelargonium und Cleome, in: Die Naturwissenschaften 22, 1934, S. 271
- Steinklee und Serradella in der Züchtung, in: Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaft-Gesellschaft 49, 1934, S. 807-809
- Wege und Ergebnisse der züchterischen Arbeit am Steinklee, in: Der Züchter 6, 1934, S. 255-258
- Erbliehkeitsuntersuchungen an *Cleome spinosa* und ihren Gigasformen, in: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 1935, S. 390 ff.**

- Erblichkeitsuntersuchungen an „*Freak of nature*“. Ein Beitrag zur Frage der nicht-mendelnden Vererbung chlorophylldefekter Formen von *Pelargonium*, in: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 71, 1936, S. 281-298
- Ein züchterisch brauchbares Verfahren zur Auslese cumarinarmer Formen beim Steinklee (*Melilotus*), in: Der Züchter 11, 1939, S. 317-321
- Die Möglichkeit der Züchtung Bruchus-resistenter Erbsen, in: Die Bodenkultur 1948, S. 28-35
- Der Einfluß der Juni-Nachtfroste 1949 im Kabulgebiet (Afghanistan) auf Kultursonnenblumen, in: Zeitschrift für Pflanzenzüchtung 31, 1952, S. 218-225
- Studien an afghanischen Weizen, in: Zeitschrift für Pflanzenzüchtung 36, 1956, S. 133-152
- Frühauslese auf Cumarin-Armut beim Steinklee, in: Werner Schmidt/Hans Stubbe (Hg.), Die Frühdiagnose in der Züchtung und Züchtungsforschung II. Beiträge zur statistischen Behandlung und Beispiele der praktischen Anwendung, Berlin 1963, S. 73-74.
- zusammen mit Joachim Hackbarth, Weitere Untersuchungen über die Befruchtungs- und Kreuzungsverhältnisse einiger *Melilotus*-arten (Steinklee), in: Der Züchter 3, 1931, S. 353-360
- zusammen mit Joachim Hackbarth, Züchterische Beobachtungen an Luzerneklonen. I. Einige züchterisch wichtige Korrelationskoeffizienten, in: Der Züchter 7, 1935, S. 281-284

* Die Angabe wurde einer 1957 erstellten Veröffentlichungsliste in der Personalakte Max Ufers entnommen und konnte nicht geprüft werden. Die Veröffentlichungsliste befindet sich im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin, II. Abt., Rep. IA.

** Der Artikel konnte bei einer Durchsicht der 1935 veröffentlichten Nummern der Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre, Bände 68 bis 70, nicht gefunden werden. Wahrscheinlich wurde er nicht veröffentlicht.

Alle anderen Titel liegen in Kopie im Forschungsprogramm vor.

AUTORIN

Dr. Marianne Ufer

Literaturwissenschaftlerin und Germanistin, hat in Rom mit einer Arbeit über Frank Wedekind promoviert. Sie war zuerst Lektorin für deutsche Sprache an mehreren italienischen Universitäten und von 1989 bis zu ihrer Pensionierung 2001 beamtete Dozentin für deutsche Literatur und Sprache an der Universität der Basilicata, Potenza. Marianne Ufer befaßte sich vorrangig mit dem Werk Frank Wedekinds; ferner mit Ansätzen zur Vergangenheitsbewältigung in der zeitgenössischen deutschen Literatur, u. a. mit der „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss, und dem erzählerischen Werk von Ricarda Huch. Als Lehrbeauftragte unterrichtet sie weiterhin an der Universität Rom und setzt ihre literaturwissenschaftlichen Forschungen fort. Sie arbeitet an der kritischen Ausgabe des Gesamtwerkes von Frank Wedekind mit, das in 11 Bänden von Elke Austermühl, Rolf Kieser und Hartmut Vinçon herausgegeben wird.

Veröffentlichungen u. a.:

- Marianne Ufer, *L'Antiteatro* di R. W. Fassbinder, in: *Quaderni di teatro* 24, VI (1984), S. 115-134
- Marianne Ufer, *Die unbewältigte Vergangenheit. Das Erbe der Söhne*, in: *Il confronto letterario* 6, III (1986), S. 333-353
- Marianne Ufer, *L'Eracle antidistruttivo* di Peter Weiss ovvero *l'Estetica della resistenza*, in: Ferruccio Masini (Hg.), *Ideologia della guerra*, Neapel 1987, S. 325-338
- Marianne Ufer, *Alle soglie dell'avanguardia. La ricezione del dramma di Wedekind «Hidalla»*, in: Caterina Graziadei u. a. (Hg.), *Tra simbolismo e avanguardie. Studi dedicati a Ferruccio Masini*, Rom 1992, S. 457-471
- Frank Wedekind, *Hidalla. Karl Hetmann, il gigante-nano*, übersetzt, hg. und mit einem Vorwort versehen von Marianne Ufer, Pordenone 1992
- Marianne Ufer, *Sprachzerstörung und Sprachverstörung. Versuche zur Überwindung durch Autorinnen der achtziger Jahre*, in: *Università degli Studi della Basilicata. Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia* 1, Potenza 1992, S. 197-228
- Marianne Ufer, *Hidalla – Die gescheiterte Utopie. Zeitbezüge und Aktualität*, in: *Università degli Studi della Basilicata. Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia* 8, Potenza 1998, S. 353-379
- Marianne Ufer, *Frank Wedekind e la modernità. Recenti contributi critici all'opera dell'autore*, in: *Teatro e storia, Annali* 4, XII (1997), S. 255-267
- Marianne Ufer, *Frank Wedekind. Lulu*, in: Marino Freschi (Hg.), *Teatro tedesco del Novecento*, Neapel 1998, S. 37-46
- Marianne Ufer, *Wandlung der Prostitutionsauffassung im Werk Frank Wedekinds*, in: Sigrid Dreiseitel/Hartmut Vinçon (Hg.), *Kontinuität – Diskontinuität. Diskurse zu Frank Wedekinds literarischer Produktion (1903–1918)*, Würzburg 2001, S. 163-180
- Marianne Ufer, *Berlin im Wandel der Zeiten. Literarische Spaziergänge zwischen Monarchie und Republik*, in: Mauro Ponzi/Aldo Venturelli (Hg.), *Aspetti dell'identità tedesca. Studi in onore di Paolo Chiarini*, Bd. II, Rom 2002 (im Druck)

Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“
Research Program “History of the Kaiser Wilhelm Society in the National Socialist Era”

BUCHREIHE

Die im Wallstein Verlag, Göttingen, erscheinende
Buchreihe „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“
des Forschungsprogramms wird im Auftrag der Präsidentenkommission
herausgegeben von Reinhard Rürup und Wolfgang Schieder.
Sie umfaßt mehrere Sammelbände und Monographien.

Bisher sind erschienen:

Band 1

Doris Kaufmann (Hg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, 2 Bde., Göttingen 2000

Band 2

Susanne Heim (Hg.), Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, Göttingen 2002

Band 3

Helmut Maier (Hg.), Rüstungsforschung im Nationalsozialismus. Organisation, Mobilisierung und Entgrenzung der Technikwissenschaften, Göttingen 2002

Die Einzelbände der Buchreihe sind zu beziehen über den Buchhandel.

Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“
Research Program “History of the Kaiser Wilhelm Society in the National Socialist Era”

ERGEBNISSE

- 1 Hans-Walter Schmuhl, **Hirnforschung und Krankenmord. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung 1937–1945**
- 2 Robert N. Proctor, **Adolf Butenandt (1903–1995). Nobelpreisträger, Nationalsozialist und MPG-Präsident. Ein erster Blick in den Nachlaß**
- 3 Carola Sachse/Benoit Massin, **Biowissenschaftliche Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Regimes. Informationen über den gegenwärtigen Wissensstand**
- 4 Susanne Heim, **Research for Autarky. The Contribution of Scientists to Nazi Rule in Germany**
- 5 Helmut Maier, **„Wehrhaftmachung“ und „Kriegswichtigkeit“. Zur rüstungstechnologischen Relevanz des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Metallforschung in Stuttgart vor und nach 1945**
- 6 Moritz Epple, **Rechnen, Messen, Führen. Kriegsforschung am Kaiser-Wilhelm-Institut für Strömungsforschung (1937–1945)**
- 7 Susanne Heim, **„Die reine Luft der wissenschaftlichen Forschung“ – Zum Selbstverständnis der Wissenschaftler der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft**
- 8 Marianne Ufer, **Dreifaches Exil: Rumänien, Afghanistan, Brasilien**

Bezugsadresse:

Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“
Glinkastraße 5–7
D-10117 Berlin
Tel.: 0049-(0)30-2 26 67-154
Fax: 0049-(0)30-2 26 67-333
Email: kwg.ns@mpiwg-berlin.mpg.de

Informationen zum Forschungsprogramm im Internet unter: www.mpiwg-berlin.mpg.de/kwg